

Pflicht-Gefühl. Zur Codierung von Mutterliebe zwischen Renaissance und Aufklärung

CLAUDIA OPITZ

In historical investigations of emotions and the change of emotions over time, in particular by French historians of mentalité, the attitude towards (small) children was discussed early on. The assertion that far into the modern period the relationship between parents and their children was characterised by indifference or even lack of feeling and that it was only the intimate middle class nuclear family of the late 18th century which would move the child and its (emotional) needs centre stage has even become a basic concept for modern family history. Women and Gender Studies adopted this concept virtually without criticism and even expanded it with regard to ›mothers' love‹. This article gives a short overview of the debate and then introduces new arguments. Rigid gender stereotypes used in this debate are questioned and the problem of historical evidence and verification is discussed. The article closes with some remarks concerning the manner in which (particularly pre-modern) feelings might be investigated and evaluated historically.

I. Von der Mutterliebe zur Vaterliebe

Unter dem Titel *L'amour en plus* publizierte die französische Mentalitätshistorikerin und Philosophin Elisabeth Badinter 1980 ein epochemachendes Buch, das in deutscher Sprache 1981 unter dem Titel *Mutterliebe – zur Geschichte eines Gefühls* erschien und ein Bestseller wurde.¹ Darin argumentierte Badinter u. a., daß es sich bei der »Mutterliebe«, d. h. der in unserer Epoche und unserem Kulturkreis als natürlich empfundenen engen Mutter-Kind-Bindung, um eine gewissermaßen von der Aufklärung seit Rousseau »erfundene« und propagierte Empfindung handle, die im wesentlichen zur Unterdrückung emanzipatorischer Impulse von Frauen und gegen deren Subjektwerdung genutzt worden sei und auch so gewirkt habe. Ausgehend von Pariser Polizeiberichten aus dem 18. Jahrhundert, aus denen eine aus unserer Sicht exorbitante Vernachlässigung (mit Todesfolge) von Kindern aller Schichten hervorgeht, und gestützt auf diverse Niederschläge des aufklärerischen Diskurses versuchte Badinter in ihrer Studie ein Problembewußtsein dafür herzustellen, daß die Mutter-Kind-Beziehung nicht immer so eng war, wie sie heute ist oder doch wenigstens sein sollte, und insgesamt im Zusammenhang mit mütterlichen Gefühlen und Verhaltensweisen nicht allzu rasch mit Begriffen wie »Instinkt« oder »Natur« operiert werden sollte.²

Die Thesen von Elisabeth Badinter sind innerhalb der Frauenforschung verschiedenster Disziplinen breit und zustimmend aufgegriffen, aber auch teilweise sehr heftig kritisiert worden. So wurde etwa von dem englischen Sozialhistoriker Stephen Wilson³

bemängelt, daß sich Badinter überwiegend auf philosophisch-literarische Texte stützte, denen eine Aussagekraft für die Einstellungen und Praktiken der breiteren Bevölkerung abzusprechen sei. Vor allem aber zog Wilson gegen die »Vernachlässigungsthese«, wie sie u. a. Philippe Ariès und Edward Shorter vertreten hatten,⁴ und den aus ihr resultierenden »Mythos von der (Erfindung der) Mutterliebe« ins Feld. Er bemängelte daran besonders, daß das, was Badinter – mit Bezug auf Ariès – als Gefühllosigkeit gegenüber dem Kind oder gar als Vernachlässigung betrachtete, seitens der damaligen Menschen, vor allem der Mütter, evtl. gar nicht so gemeint gewesen sein müsse. Da sich die vormodernen Lebensbedingungen sehr von denen in der heutigen westlichen Kultur unterschieden, müßte man auch damit rechnen, daß sich die Verhaltensweisen und *Gefühlsäußerungen* der Menschen damals von den unseren heute unterschieden hätten – nicht aber notwendigerweise deren emotionaler Hintergrund. Daß nämlich »Mutterliebe« bzw. die Zuwendung zum Kind verbreitet, ja, allgemein menschlich, also eine anthropologische Konstante sei, davon ist nach Wilson auszugehen – was er u. a. mit Rückgriff auf ethnologische Studien zu belegen suchte.⁵

Wilsons engagierter und materialreicher Artikel scheint mir vor allem in methodischer Hinsicht einiges für sich zu haben. Als echtes Defizit bleibt hier aus meiner Sicht dennoch zu konstatieren, daß seine Kritik in gewisser Hinsicht Badinters zentraler Argumentation ausweicht. Denn er problematisiert eben nicht, daß und warum er die Zuwendung zum Kleinkind in erster Linie bei den Müttern verortet; er fragt sich auch nicht – noch erklärt er schlüssig –, warum es hier dennoch kulturspezifische Variationen⁶ gibt. Insofern beantwortet auch er nicht die Frage, noch stellt er sie überhaupt, wieviel an dieser mütterlichen Nähe zum Kleinkind eben doch kulturell vorgegeben ist – und zwar nicht nur im Hinblick auf tatsächliches oder gefordertes mütterliches Verhalten, sondern mehr noch vielleicht im Hinblick auf die Sicht des Historikers bzw. der Historikerin.

Solche Fragen bewegten wenige Jahre später die französische Mentalitätshistorikerin Yvonne Kniebihler, die schon 1977 eine »Geschichte der Mütter« (*Histoire des mères*) publiziert hatte. Ganz im Sinne der neueren Geschlechtergeschichte stellte sie provozierend fest, »Les pères aussi ont une histoire« (d. h. auch die Väter haben eine Geschichte) und beschrieb diese Geschichte der Väter in einem 1986 erstmals erschienenen, umfangreichen Buch.⁷ Kniebihlers Beschäftigung mit der Geschichte von Vaterschaft und Vaterrollen reicht von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. Eine besondere Bedeutung kommt hierbei in ihren Augen allerdings wiederum dem 18. Jahrhundert bzw. der Aufklärung zu, doch in einer der Badinter'schen Interpretation auf den ersten Blick entgegengesetzten Deutung: Knibiehler zeigt nämlich, daß die affektiv-emotionale Zuwendung des Vaters zum Kind – die »Vaterliebe« – als normativer Entwurf aus eben derselben Epoche stammt wie die »Mutterliebe«.⁸ Tatsächlich finden wir in dieser Zeit nicht nur eine Fülle literarischer und künstlerischer Beschwörungen des »guten Vaters«, der für andere (d. h. vor allem für seine Söhne) lebt, sich für die Kinder einsetzt und alles mit zurückhaltender, aber dennoch wohltuend spürbarer Autorität lenkt. Das läßt sich nicht zuletzt an Rousseaus »Emile« ablesen, der ja von Badinter und anderen immer wieder als Kronzeuge für die Erfindung der Mutterliebe angeführt wird. Es heißt da nämlich:

Wie die Mutter die wahre Amme ist, so ist der Vater der wahre Lehrer [...] Wenn ein Vater Kinder erzeugt und ernährt, so erfüllt er damit erst ein Drittel seiner Aufgabe. Er ist dem Menschengeschlecht Menschen schuldig, den Gemeinschaften sozial denkende Menschen und dem Staate Bürger. Jeder, der diese dreifache Schuld nicht zahlen kann und nicht zahlt, verdient Strafe, die vielleicht noch größer ist, wenn er seine Pflicht nur halb erfüllt. Wer die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, hat kein Recht, es zu werden.⁹

Diese Väter sind darüber hinaus noch durch eine emotionale Haltung charakterisiert, die als ebenso »natürlich« und unerlässlich betrachtet wird wie die »Mutterliebe«.

Bei genauerer Betrachtung des wissenschaftlichen und theologischen Diskurses der Frühen Neuzeit zeigt sich gar, daß die väterliche Zuwendung, manifestiert v. a. durch eine sorgfältige Aufsicht über die Erziehung der Kinder (gemeinhin: der Knaben) bis zum 18. Jahrhundert dominierte und daß dies auch über diesen Zeitpunkt hinaus der Fall war.¹⁰ Der Mutter wurde eine vergleichsweise geringe, wenn auch nicht unwesentliche Rolle bei der Hervorbringung von Erben zugestanden, insbesondere die physische Hervorbringung der Kinder war ihre Leistung, bisweilen gar ihr »Beruf« (im Sinne von Berufung).¹¹ Dies wird z. B. daran sichtbar, daß noch 1838 das »Conversationslexikon für das deutsche Volk« unter dem Stichwort »Liebe« zwar »Elternliebe« neben »Gatten-« und »Kindesliebe« plazierte; aber ein Stichwort »Mutter« oder gar »Mutterliebe« gibt es hier, wie Yvonne Schütze gezeigt hat, nicht, während dem »Vater« zwei ganze Seiten gewidmet sind, die indessen ausschließlich dessen Rechte und Pflichten gegenüber dem Kind ausführen.¹²

Wenn man also mit Badinter die Auffassung vertreten will, daß die »Mutterliebe« ein neuer Wert im 18. Jahrhundert war, der auf der Hervorhebung, ja, Idealisierung der mütterlichen Zuwendung und Pflege für das Gedeihen des Kindes etwa durch Rousseau beruht, dann kann man mit mindestens derselben Berechtigung (und aufgrund derselben Quellen!) auch behaupten, daß die »Vaterliebe« von der Aufklärung erfunden wurde, die in engem Zusammenhang mit der Entwicklung einer neuen, bürgerlichen Familienform stand, welche sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts herausbildete, aber auch als Modell und Grundlage einer neuen, auf »natürlichen« Grundlagen basierenden Gesellschaftsordnung gesehen und gewünscht wurde.

Doch – ist diese Art der Codierung der Mutter- wie auch der Vaterliebe tatsächlich erst ein Projekt der Aufklärung? Und inwiefern liegen hier ggf. geschlechtsspezifische Codierungen vor, die es in dieser Form früher nicht gegeben hätte?

II. Zur Codierung der Mutter- und der Vaterliebe in der Renaissance

Es läßt sich sicherlich nicht leugnen, daß das Thema in der kulturellen Produktion der Aufklärung in gewisser Breite präsent war und eine nicht unwesentliche Rolle auch in den politischen Debatten der Zeit – nicht zuletzt im Hinblick auf die politische Stellung der Frauen – spielte.¹³ Die Rede von der Nützlichkeit, ja, Notwendigkeit des Selbst-

stillens und der mütterlichen Fürsorge für den Säugling, aber auch von der herausragenden Bedeutung des Vaters für die geistige Entwicklung des Kindes war indessen schon wesentlich älter. Im Prinzip stammte sie aus antiken Medizin- und Hygiene-Schriften und mit jedem Rezeptionsschub wurde auch die Bedeutung der Mutter als Nährerin und Pflegerin ihrer (Klein-)Kinder erneut hervorgehoben und unterstrichen.¹⁴ So gibt es wohl keinen »Hausbuch«-Verfasser, der nicht – wie etwa Konrad von Megenberg um die Mitte des 14. Jahrhunderts – darauf hinweist, daß es

[...] das Beste [ist], wenn die eigene Mutter das Kind stillt; denn durch ihr Blut ist es im Mutterleib von Beginn seiner Tage an ernährt worden und hat es seine körperliche Substanz erhalten [...]. Eine Frau und allgemein jede Mutter, die sich weigert, ihr Kind zu stillen, ist eine Rabenmutter; denn die Raben werfen vielfach ihre Jungen aus dem Nest, weil sie sie nicht füttern wollen.¹⁵

Mit Hinweis darauf, daß jedes Kind als Menschenwesen »Gottes Ebenbild« sei, wird die mütterliche Pflichtverletzung als eigensüchtig und schuldhaft verurteilt. Eine Schrift aus dem späten 16. Jahrhundert trägt dann schließlich sogar die Mutterliebe im Titel – mit praktisch genau der moralisierenden Zuspitzung, die wir zunächst nur in der Aufklärung verortet haben.¹⁶

In den ausführlicheren und didaktisch anspruchsvolleren humanistischen Abhandlungen zum Familien- und Eheleben wird dann die emotionale Seite des elterlichen Pflichtgefühls als »Elternliebe« weiter ausgeleuchtet, dies allerdings sehr häufig mit eben der geschlechtsspezifischen Zuspitzung, wie sie aus aufklärerischen Texten hinlänglich bekannt ist.¹⁷ So behandelt etwa Konrad Bitschin in seiner Schrift »Über das Eheleben« 1433 unter anderem im Kapitel 11 die Frage »Warum es Vaterpflicht ist, Sorgfalt auf die Erziehung der Kinder zu verwenden«. Neben anthropologischen und politischen Aspekten (der Vater geht dem Sohn voran, er ist deshalb die Ursache des Sohnes, ist klüger als er und er hat deshalb auch das Recht, den jüngeren zu regieren) wird als weiterer Grund die Zuneigung angeführt, die zwischen Vater und Sohn besteht. Denn:

Es liegt im Wesen der Liebe, daß sie dem Liebenden Sorge für den Gegenstand seiner Liebe einflößt. [...] Es liegt nämlich in der Natur, daß ein jedes Wesen sein eigenes Werk liebt, und dies umso mehr, als es darin sein eigenes Werk erkennt.

Erst danach kommt Bitschin darauf zu sprechen, »Wie die Mütter für ihre Kinder sorgen sollen« (Kap. 12); und auch er versäumt es nicht zu explizieren, »Warum Mütter unrecht daran tun, ihre Kinder anderen Frauen oder Ammen zum Stillen zu übergeben.« Ganz im Tone Rousseaus bemängelt er, »daß Mütter ihre eigenen Kinder Ammen überlassen« und empört sich darüber, daß

»diese Sitte [...] sich inzwischen bei sehr vielen Frauen breitgemacht [habe], die die Kinder, die sie geboren haben, nicht selbst stillen wollen. Dies scheint einzig und allein ihrer (sexuellen) Unenthaltbarkeit wegen eingeführt worden zu sein; nur weil sie sich nicht mäßigen mögen, wollen sie ihre Kinder nicht selbst stillen.«¹⁸

Wenn man dann bei anderen zeitgenössischen Autoren, etwa bei Erasmus von Rotterdam, Appelle wie den folgenden liest:

So wie die kaum halbe Mütter sind, die ein Kind nur zur Welt bringen und nicht erziehen, so sind diejenigen kaum halbe Väter, die zwar für das leibliche Wohl ihrer Kinder bis zum Überfluß sorgen, ihrem Geist jedoch keinerlei moralische Bildung zukommen lassen [...] Die Vernunft ist es, die den Menschen ausmacht; sie kann dort nicht Platz greifen, wo alles der Diktatur der Leidenschaften unterworfen ist[,]¹⁹

scheint der Abstand zu den Argumentationsweisen der Aufklärer, die sich ja ebenfalls bevorzugt der Natur und der Vernunft bedienen, um ihre Vorstellungen zu legitimieren und zu motivieren, vollends zu verschwinden.

III. Wandel der Gefühle oder Wandel der Medien?

Allerdings lassen sich, bei allen festzustellenden inhaltlichen Ähnlichkeiten (und die sollten meines Erachtens nach nicht vernachlässigt werden), durchaus auch erhebliche Unterschiede zwischen humanistischem und aufklärerischem Diskurs feststellen. So hat die *religiöse* Grundlegung von Wertsetzungen und Idealen bei den Humanisten eine wesentlich breitere Basis als bei den vom Naturrecht her argumentierenden Aufklärern; und hier spürt man, neben dem wachsenden Einfluß aristotelischen Gedankengutes oder etwa dem Vorbild der antiken Oikonomien auch noch mehr oder weniger deutlich etwa die theologischen Debatten um den Marienkult, aber auch dessen volksreligiöse Komponenten.²⁰

Auch lassen sich gewisse Unterschiede hinsichtlich der naturwissenschaftlich-medizinischen Argumentationen beobachten: Während die humanistisch geschulten Autoren ihre Argumentation vollständig in der traditionellen Säfte- und Temperamentenlehre verankern, tritt dieser Aspekt (etwa bei Rousseau) deutlich hinter moralisierenden Appellen und einer abstrakten, gleichwohl auf die menschlichen Schicksale und Handlungsweisen direkt einwirkende »Natur« in den Hintergrund.²¹

Vor allem aber dominiert bei den humanistischen Autoren ein ständisch-hierarchisch geprägtes Gesellschafts- und Familienbild, das sich – etwa hinsichtlich der Beziehung vom Vater zum Sohn – deutlich von den egalitäreren Idealen der meisten Aufklärer abhebt.²² Auch das Menschenbild und dementsprechend das Bild des Kindes unterscheidet sich deutlich (die Kindzentrierung der Pädagogik ist mit Sicherheit nicht vor dem 18. Jahrhundert zu finden). Vergleichbare Unterschiede hinsichtlich des Mutter- und Frauenbildes lassen sich indes nicht feststellen. Ganz offensichtlich kommt es damit also im Zuge der Aufklärung zu einer gewissen Akzentverschiebung in der Bewertung der Mutterrolle, die zwar nicht die Badinter'sche These von der »Erfindung der Mutterliebe« in der Aufklärung neu zu legitimieren vermag, wohl aber einen Wandel im Geschlechterverhältnis auf diskursiver Ebene spürbar macht, der dann aber erst in der Folgezeit deutlichere institutionelle Spuren hinterlassen sollte.²³

Nicht weniger bedeutsam scheint mir die unterschiedliche Adressatenschaft zu sein: Während sich der humanistische Mutter- und Vaterschaftsdiskurs in erster Linie an Männer bzw. (zukünftige) Väter richtete (und infolgedessen die »Elternliebe« meist ganz einfach die »Vaterliebe« meinte), konnte der aufklärerische Diskurs dagegen bereits Leser beiderlei Geschlechts anvisieren. Auch daraus mag eine wesentlich differenziertere und möglicherweise auch emotionalisiertere Sprechweise der Verfasser resultieren, die sich im 18. Jahrhundert nicht selten als »Erzieher des weiblichen Geschlechts« verstanden, während die Hausväter-Schriften des 16. Jahrhunderts weitgehend an ein männliches Publikum gerichtet waren, das nicht durch anschauliche Schilderungen tugendhaft-zartfühlender Mutterschaft für die Reformideen der Humanisten eingenommen zu werden brauchte.²⁴ Noch im 18. Jahrhundert zeigt sich, wie unterschiedlich die Argumentationsweisen waren je nachdem, ob sich die Verfasser an Männer oder an Frauen richteten – wenngleich die Kernaussagen in allen Fällen weitgehend übereinstimmten.²⁵

Vor allem aber wurden die (vermeintlich) neuen aufklärerischen Ideen zur Gesellschafts-, Familien- und Erziehungsreform in einer Fülle von neu entstehenden Medien publiziert und popularisiert: Von den empfindsamen Romanen, die die religiösen Erbauungsbücher der Frühen Neuzeit ablösten, über die neu entstehenden Zeitschriften und Zeitungen bis hin zu Almanachen, Enzyklopädien, Lexika und populären Ratgebern reichte hier die Bandbreite der möglichen Informations- und Überzeugungsquellen. Wenn sich auch die Humanistengeneration seit Erasmus schmeicheln konnte, dank der Erfindung der Buchdruckerkunst mit ihren Schriften und Ideen einen weit größeren Kreis von Lesern (seltener: Leserinnen) zu erreichen als jede Autoren-Generation vor ihnen, so sind doch Auflagenzahl und Verbreitungsgrad dieser Schriften gering im Vergleich zu den Publikationsmöglichkeiten, die die Medienrevolution des 18. Jahrhunderts hervorbrachte. Und dies gilt im übrigen nicht nur für die publizierten Schriften, sondern ebenso für private Aufzeichnungen wie Briefe, Tagebücher und Autobiographien eines (vor allem auf der Frauenseite) rasch anwachsenden Publikums.²⁶

IV. Geschichte der Gefühle als Geschichte des Sprechens und Schweigens über Gefühle

Diese »Medienflut« macht dann aber ihrerseits die Frage dringlich, welche Wirkungen solche Schriften entfalten konnten bzw. auf welche historischen Realitäten sie eigentlich reagierten und wie sie darauf einwirkten. Öffnete sich die geneigte Leser- und vor allem Leserinnenschaft nun den Codierungen und Normierungen vielleicht doch weiter, als dies im überwiegend illiteraten Zeitalter der Humanisten der Fall gewesen war, von denen viele ja nicht selten in gelehrtem Latein und für ein rein akademisch gebildetes (männliches) Publikum schrieben?

Ein geeigneter Gradmesser für die Wirksamkeit des aufklärerischen Mutterschaftsdiskurses sind sicherlich Frauen, die nun erstmals in größerem Umfang selbst als Autorinnen (von publizierten, aber vor allem von privaten Schriften) fungieren, und dabei

u. a. auch über ihre Erfahrungen als Mütter Zeugnis ablegen.²⁷ Viele der z. B. in Briefwechseln des 18. Jahrhunderts über Kleinkinderpflege und Stillverfahren gemachten Aussagen ähneln tatsächlich sehr weitgehend den Suggestionen der zeitgenössischen männlichen Autoritäten, der Philosophen, Pädagogen und Mediziner. Doch belegt dies eine neue »Gefühlsqualität« – oder nicht vielmehr die enge Bindung von (schriftlicher) Äußerung und normativer Vorgabe, gerade bei weiblichen Verfasserinnen, die sich ja in weit höherem Maß als ihre männlichen Zeitgenossen als ungelehrt und einer Anleitung durch Dritte bedürftig fühlen mußten?²⁸ Die Frage ist schwierig zu beantworten und sollte gelegentlich auch etwas intensiver durch Quellenstudien verfolgt werden. Interessant sind in diesem Zusammenhang auf jeden Fall die Privatbriefe und Selbstzeugnisse von Frauen, in denen Klagen über die Lasten der Mutterschaft, Probleme im Umgang mit Kleinkindern oder ein fast stillschweigendes Übergehen von Krankheit und Tod eines Säuglings zu finden sind.²⁹ Sie weisen auf die schwierige, von Scham und Schuldgefühlen geprägte Identifikation der gebildeten bürgerlichen Frauen mit den Forderungen ihrer männlichen Zeitgenossen hin und machen also, vorsichtig gesprochen, eine Wirkung der aufklärerischen Schriften zumindest auf diese Gruppe wahrscheinlich.³⁰

In der öffentlichen Selbstdarstellung von Frauen des 18. Jahrhunderts dominierte wohl nicht zuletzt deshalb (insbesondere, aber nicht nur in Deutschland) nicht die stillende Mutter, sondern die Mutter als Erzieherin ihrer heranwachsenden Töchter. Die »geistige Mutterschaft« war offensichtlich, analog zum Ideal des fürsorglich liebenden, erziehenden und belehrenden Vaters, wie ihn schon die Humanisten und später auch die Aufklärer zeigen, das attraktivere Selbstbild.³¹ Dabei läßt sich beim jetzigen Forschungsstand nicht mit Sicherheit sagen, ob dieses Bild eher eine Abwehr gegen die belastenden und nicht selten frustrierenden Aufgaben und Pflichten darstellt, die die Kleinkinderbetreuung mit sich bringt, oder ob sich hier – im kleinen Kreis gebildeter bürgerlicher Frauen – die besonders hohe Wertschätzung niederschlägt, die die Aufklärer ganz allgemein der Bildung des Verstandes und der Tugenden entgegenbrachten – und eben gerade nicht der Betreuung und Aufzucht kleiner Kinder.³²

Zu klären bleibt für die oben formulierte Frage andererseits, ob bzw. inwiefern die moralisierenden Ermahnungen der nach Reform strebenden Humanisten ihrerseits nicht doch ein Stück weit auf die tatsächlich eher laxen Betreuung der Kinder und die Gleichgültigkeit der Eltern reagiert, wie dies die historische Forschung lange Zeit hindurch annahm. Zeigen die nüchternen Einträge in den Familienchroniken, wie sie seit Ende des Mittelalters auch diesseits der Alpen Verbreitung fanden, nicht deutlich genug, daß man das Sterben der Kinder wenig bedauerte und auf jeden toten Säugling meist bald ein Neugeborenes folgte?³³

Tatsächlich erscheint das Familienleben und insbesondere das Zusammenleben mit (Klein-)Kindern in Autobiographien und Familienchroniken der Frühen Neuzeit (oder jedenfalls des 15. und 16. Jahrhunderts) eher blaß und nüchtern. Wie Hans-Jürgen Bachorski vor einigen Jahren an etlichen Quellenbeispielen deutlich gemacht hat, ist von den Autoren dieser Zeit »noch kaum Individuelles, Authentisches zu erwarten«. Wo von Gefühlsausbrüchen, Liebesleid und Leidenschaft berichtet wird, wird in der Regel nicht

über selbst Erlebtes, sondern über die Erfahrungen und Erlebnisse Dritter berichtet.³⁴ Dies deckt sich mit Beobachtungen von Eva Labouvie, die zeigt, daß die Schmerz- wahrnehmung von Frauen in der ländlichen Gesellschaft der Frühen Neuzeit und das Reden darüber »einem besonderen Code [unterlag]« So »kreisten die Gespräche unter Frauen meist um die Schmerzerfahrungen, die sie bei den Geburten anderer miterlebt hatten, und nur sehr selten um ihre eigenen«.³⁵ Ähnlichen Redege- und -verboten mochte auch die Äußerung von elterlicher Zuneigung und mütterlicher Liebe unterworfen gewesen sein – bis hin zu dem Punkt, daß es an sprachlichen Möglichkeiten mangelte, um solchen Gefühlen (jedenfalls im Alltag) Ausdruck zu verleihen.

Vor allem intensive Gefühle und heftige Leidenschaften – und dazu zählte durchaus etwa die Trauer und die Verzweiflung über den Tod eines (kleinen) Kindes – unterlagen traditionell einer kritischen Beobachtung durch kirchliche und weltliche Autoritäten. Wie Werner Röcke erst jüngst gezeigt hat, wird etwa im spätmittelalterlichen Roman »der rechte Umgang mit Verlust und Trauer [...] zur Voraussetzung für die Ausbildung einer Ethik des Verzichts auf persönliches Glück und die Entwicklung sozialer Regeln von Ehe und Familie.« Wenn bzw. insoweit es überhaupt zu einer Präsentation von Gefühlen kommt, dient diese meist eben auch zur Reglementierung dieser Gefühle.³⁶ Das Ideal des Hiob, des stoisch leidenden Christenmenschen, galt denn auch noch bis weit in die Frühe Neuzeit hinein weiter und wurde auch von den Humanisten immer wieder in vielerlei Varianten präsentiert und empfohlen. So diskutierte etwa Leon Battista Alberti in seiner Schrift »Über das Hauswesen« auch die Frage des Kindstods und seiner Wirkung auf die Eltern und meinte:

Sollte es Gott jedoch gefallen, daß für deine Kinder irgendwann der Lauf ihrer Tage beendet ist, dann ist es meiner Meinung nach Pflicht der Väter, sich eher dankbar der vielen Freuden zu erinnern, die ihre Kinder ihnen bereitet haben, als zu trauern, weil der, der sie dir geliehen hat, sie zu ihrer Zeit zurückgefordert hat. [...] Möglicherweise könnte man sogar sagen, daß es einem Vater vielleicht nicht gerade lieb sein würde, ihm gewiß jedoch weit geringeren Kummer verursachen müßte, wenn er seine Kinder verliert, bevor sie schlimme Fehler angenommen oder erfahren haben, wieviel Leid in diesem Menschenleben ist.³⁷

Infolgedessen wurde bisweilen die allzu deutlich geäußerte Zuneigung der Eltern, vor allem aber von Frauen zu ihren Kindern problematisiert und als »Affenliebe« oder gar als Verbrechen an der Kinderseele denunziert, wie etwa von Erasmus von Rotterdam, der eigentlich als gemäßigter »Frauenfreund« gelten kann, und der nichtsdestoweniger in seiner Pädagogik schrieb:

Was für ein Mutterherz, so frage ich, haben jene Frauen, die ihre Kinder fast bis zum siebten Jahr auf dem Schoß behalten und sie fast wie Schoßhunde behandeln? Wenn sie so gern spielen, warum halten sie sich dann nicht Äffchen oder richtige Hündchen? »Aber es sind doch Kinder,« sagen sie. Das stimmt natürlich, aber es kann nicht genug betont werden, von welcher überragenden Bedeutung diese ersten Lebensjahre

für das gesamte spätere Leben sind und wie hart und unempfänglich für die Einflüsse des Pädagogen jene weichliche und lockere Erziehung macht, die man als Nachsicht bezeichnet, die in Wirklichkeit jedoch eher Verführung ist. Solche Mütter sollte man wegen Mißhandlung anklagen; denn solche Handlungsweise grenzt an Giftmischerei und Kindesmord. Die Gesetze drohen jenen Strafe an, die die schwachen Körper der Kinder behexen oder durch Gift schädigen; was verdienen dann jene Mütter, die den edelsten Teil des Kindes durch das schlimmste Gift verderben? Die Seele zu töten wiegt schwerer als den Leib.³⁸

Die Möglichkeiten einer uneingeschränkten – oder jedenfalls modernen Maßstäben entsprechenden – Äußerung von Liebe zum Kind, Lust am Kind oder Trauer über den Verlust desselben waren infolge solcher allgemeinen Wertsetzungen verständlicherweise gering. Die Beziehung der Mütter zu ihren Kleinkindern sollte, mehr noch als die der Väter zu ihren Söhnen,³⁹ vor allem ein von Vernunft kontrolliertes, von religiösen wie medizinischen Leitvorstellungen eng umgrenztes »Pflichtgefühl« sein.⁴⁰

Im Licht dieser normativen Setzungen müssen alle hier vorgestellten Äußerungen zu Mutter-Kind-Beziehungen in der Frühen Neuzeit, aber auch die Aussagen (oder Auslassungen) in anderen Quellen höchst verdächtig, jedenfalls problematisch erscheinen hinsichtlich ihrer Aussagekraft für die gelebten Beziehungen. Diese Schlußfolgerung wird noch manifester, wenn man die gelehrte Debatte über das Ammenwesen und die richtige Wahl der Amme betrachtet. Bei näherem Hinsehen erweist sie sich für die Verhältnisse diesseits der Alpen gewissermaßen als Scheingefecht: Während nämlich in den städtischen Oberschichten Norditaliens das Ammenwesen tatsächlich eine feste Institution darstellte, läßt sich Vergleichbares bestenfalls vom europäischen (Hoch-)Adel behaupten. Im städtischen Kontext wurde keineswegs regelmäßig auf Ammen zurückgegriffen; lediglich bei gravierenden gesundheitlichen Problemen der Mütter suchte man hierzulande Hilfe und Ersatz bei Ammen, zumal die Möglichkeiten, Muttermilch durch andere Nahrungsquellen zu ersetzen, ausgesprochen eingeschränkt waren.⁴¹ Die regelmäßige Erwähnung des Problems in humanistischen Traktaten läßt sich insofern auch eher als ein die italienischen Vordenker nachahmendes Rezeptionsphänomen interpretieren, und auch diese kopierten in vieler Hinsicht nur die Forderungen und Überlegungen antiker Autoren.⁴²

Umgekehrt ist dann aber auch die breite Schilderung von Erfahrungen und Gefühlen in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts nicht notwendigerweise ein Beleg für den veränderten Umgang mit (Klein-)Kindern und der gewandelten emotionalen Befindlichkeiten der Eltern. Daß nämlich der Entwurf der liebevollen Elternschaft (mit eingeschlossen die tätige Mutterliebe) noch in der Zeit der Aufklärung in vieler Hinsicht utopischen Charakter hatte und mit Sicherheit den allgemeinen Lebensverhältnissen – selbst im Bürgertum – nicht entsprach, darauf hat die sozialhistorische Forschung schon seit längerem hingewiesen. Die genannten Elemente familiärer Bindung fanden bestenfalls in einer kleinen bürgerlichen Schicht Resonanz, die sich vor allem aus aufklärerisch gesinnten Beamten, Pfarrern, Professoren und (seltener) Kaufleuten zusammensetzte.⁴³ Es ließe sich insofern durchaus argumentieren, daß sich hier weniger neue

Gefühlsqualitäten, als vielmehr vor allem neue Redeweisen über Gefühle niederschlugen, Redeweisen, die lange Zeit dem religiösen Erfahrungsbereich und der »Gottesliebe« vorbehalten waren, und erst im Laufe des Säkularisierungsprozesses nach und nach auch für profane (Familien-)Beziehungen in Gebrauch kamen.⁴⁴ Zumindest müssen wir noch etwas genauere Kenntnisse über Alltagspraktiken und institutionelle Bedingungen von Kinderbetreuung und -erziehung in den Familien des 16. und 17. Jahrhunderts gewinnen (und zum Beispiel auch noch intensiver private Briefwechsel aus diesem Zeitraum untersuchen), bevor wir hier weitergehende Aussagen machen können. Ob es aber jemals möglich sein wird, gelebte »Mutter-« bzw. »Vaterliebe« über Jahrhunderte sinnvoll zu vergleichen, erscheint mir auf dem Hintergrund meiner obigen Ausführungen eher zweifelhaft.

V. Fazit

Was also läßt sich am Beispiel der Mutterliebe für eine Geschlechtergeschichte der Emotionen an Erkenntnissen gewinnen?

Ich wollte in einem ersten Schritt darauf aufmerksam machen, daß bei der Erforschung der Eltern-Kind-Beziehung zunächst ausgesprochen kurzschlüssig und nach fest etablierten Geschlechter-Stereotypen argumentiert wurde; auch die frühe Frauen- und Geschlechterforschung hat hier ausschließlich den Mutterschaftsdiskurs in den Blick genommen und die Väter darüber zunächst vergessen. Die Erkenntnis, daß auch die »Vaterliebe« in gewisser Weise eine Erfindung der Aufklärung ist, rückt die These von der »Erfindung der Mutterliebe« in ein etwas anderes Licht, enthebt uns jedoch nicht der Frage, wieso bzw. inwieweit es hier dennoch geschlechtsspezifische Voraussetzungen und Wirkweisen gab, die zu unseren heutigen, deutlich differenzierten Geschlechterrollen und -normen führten.

Dies gilt im weiteren auch für die Frage, ob diese Codierung von Emotionen, wie wir sie für die Aufklärung konstatieren können, ihrerseits nicht doch auch schon Vorläufer in früheren Jahrhunderten hatten. Namentlich didaktische Traktate der Renaissance zeigen hier verblüffende Ähnlichkeiten, bis hinein in einzelne Formulierungen und den Rückgriff auf »Vernunft« und »Natur« als Legitimation für die diesbezüglichen normativen Vorgaben. Die repetitive Beschwörung des Versagens von mütterlicher Zuwendung, wie sie im Stilldiskurs der Humanisten formuliert und dann (mindestens) bis zu Rousseau weitergetragen wird, scheint mir indessen – ähnlich wie die Klagen über das Ammenwesen – nicht aussagekräftig für gelebte Mutter-Kind-Beziehungen, sondern verweist eher auf stereotype Vorstellungen über die »weibliche Natur«. Dasselbe läßt sich umgekehrt auch für die hier ebenfalls beklagte »Affenliebe« sagen, die auf die humanistische Ethik und deren Grundhaltung verweist, Gefühle zu beherrschen und aufs rechte Maß zurückzustutzen.

Vorbildlich stillende und liebende Mütter finden sich andererseits in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts nicht zuletzt auch deshalb, weil nun Frauen selbst die ermahnenden Schriften des reformerischen Diskurses lesen und nach ihnen schreiben (und

evtl. auch leben) konnten. Die Frage indes, ob es hier um »neue Gefühlsqualitäten« handelt, oder nicht doch viel eher um neue Redeweisen über Gefühle, verbindet sich mit der Erkenntnis, daß es im 18. Jahrhundert wesentlich mehr und andere Publikationsmöglichkeiten gab, um die Normen für Mütterlichkeit und Väterlichkeit zu verbreiten als dies im 15. und 16. Jahrhundert der Fall gewesen ist.

So scheint es, als ließe sich die Geschichte der Mutterliebe (und auch der Vaterliebe) – nicht zuletzt aufgrund der (fehlenden) Quellen und der unvergleichbaren kommunikativen Kontexte (Wandel der Medien, Wandel des Publikums usw.), eigentlich nur als Geschichte normativer Konstrukte schreiben. Doch erscheint mir zumindest die Frage nach den Wirkweisen und Reichweiten derartiger Diskurse legitim und interessant genug, um einen Schritt weiter zu gehen in Richtung auf eine Klärung der anthropologischen Aktualisierung solcher diskursiver Konstrukte.⁴⁵

Anmerkungen

- 1 Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München 1981. Dieses Buch wurde vor einigen Jahren in Taschenbuch-Version herausgegeben, die bis heute (zuletzt 1999) immer wieder neu aufgelegt wurde.
- 2 »Was ist das für ein Instinkt, der bei den einen auftritt und bei den anderen nicht? Muß man alle Frauen, bei denen er sich nicht zeigt, als »anormal« betrachten? Und was soll man von einem pathologischen Verhalten denken, das so viele Frauen aus unterschiedlichen Verhältnissen betrifft und sich jahrhundertlang erhält?« Badinter 1981, S. 10.
- 3 Wilson, Stephen: The Myth of Motherhood a Myth: the Historical View of European Child-Rearing. In: Social history, 9.2, 1984, S. 181-198.
- 4 Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit. München 1975 (frz. Original 1960); Shorter, Edward: The Making of the Modern Family. New York 1975.
- 5 Sowohl bei den Navaho in Nordamerika, wie auch bei den Arapesh in Neuguinea oder bei den Sarakatsani in Griechenland, so Wilson, überall erhielten Babys sehr viel affektive Zuwendung nicht nur, aber vor allem von ihren Müttern. Er schließt daraus auf eine generell hohe Werthaltung von Babys und Kleinkindern und meint feststellen zu können, daß ein allgemeinerer Verstoß gegen diesen Grundsatz, wie ihn Ariès und Badinter in der französischen Gesellschaft des Ancien Régime und im Mittelalter feststellen zu können meinten, tiefere Gründe haben müsse. Entweder lägen sie in der Gesellschaft selbst begründet (das Überleben der Elterngeneration steht gegen das der Kinder), oder aber es handle sich dabei gewissermaßen um ein »kulturelles Mißverständnis« dergestalt, daß es hier um eine andere, uns fremde Art der Zuwendung gehe, die wir aber nicht als solche erkennen könnten (Wilson 1984).
- 6 Beispiele für kulturspezifische Varianten im Umgang mit Säuglingen und Kleinkindern zeigt etwa Hays, Sharon: Die Identität der Mütter. Zwischen Selbstlosigkeit und Eigennutz. Stuttgart 1996, S. 40 ff.
- 7 Knibiehler, Yvonne: Geschichte der Väter. Freiburg/Basel 1996 (frz. Original Paris 1987 unter dem Titel *Les pères aussi ont une histoire*).

- 8 S. dazu Opitz, Claudia: Wandel der Vaterrolle in der Aufklärung. In: Küchenhoff, Joachim (Hg.): Familienstrukturen im Wandel. Basel 1998, S. 13-32 sowie Schütze, Yvonne: Mutterliebe – Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts. In: Frevert, Ute (Hg.): Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert. Göttingen 1988, S. 118-133.
- 9 Rousseau, Jean-Jacques: Emil oder über die Erziehung. Hg. v. Martin Rang. Stuttgart 1993, 1. Buch, S. 26 f.
- 10 Auch in der literarischen Produktion des 18. Jahrhunderts stellt die Mutter eine (häufig negativ gefärbte und generell eher unwichtige) Randfigur dar (vgl. dazu die Beiträge in Röbling, Irmgard/Mauser, Wolfgang (Hg.): Mutter und Mütterlichkeit. Wandel und Wirksamkeit einer Phantasie in der deutschen Literatur (Festschrift für Verena Ehrlich-Haefeli). Würzburg 1996; ebenso Möhrmann, Renate: Die vergessenen Mütter. Zur Asymmetrie der Herzen im bürgerlichen Trauerspiel. In: dies. (Hg.): Verklärt, verkitscht, vergessen. Die Mutter als ästhetische Figur. Stuttgart, Weimar 1996, S. 71-91).
- 11 S. dazu etwa auch die Studie von Häusler, Beatrix: Von der Hausmutter zur Mutter. Geschlechtermodelle in der Hausväterliteratur Christian Fürchtegott Gernershausens. In: IFF (Hg.), La Mamma. Beiträge zur sozialen Institution Mutterschaft. Köln 1989, S. 27-36.
- 12 Vgl. Schütze 1988, S. 118-133.
- 13 S. dazu die Literaturübersicht in: Opitz, Claudia: Mutterschaft und weibliche (Un-) Gleichheit in der Aufklärung. Ein kritischer Blick auf die Forschung. In: dies. u. a. (Hg.): Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten. Münster u. a. 2000, S. 85-106.
- 14 S. dazu Dallapiazza, Michael (Hg.): Wie ein Mann ein fromm Weib soll machen. Mittelalterliche Lehren über Ehe und Haushalt. Frankfurt/M. 1984; Opitz, Claudia: Mutterschaft und Vaterschaft im 14. und 15. Jahrhundert. In: Hausen, Karin/Wunder, Heide (Hg.): Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte. Frankfurt, New York 1992, S. 137-153, sowie Simon, Manuel: Hexe – Heilige – Mutter. Der Wandel des Frauenbildes durch die Medizin im 16. Jahrhundert. Berlin 1993.
- 15 Von Megenberg, Konrad: Ökonomik (Buch I). Hg. von Sabine Krüger. Stuttgart 1973 (Monumenta Germaniae Historica, Staatsschriften III; Bd. 5), S. 78 ff.
- 16 Kempe, Zacharias: Mutterliebe: Außlegung des aller gnadenreichsten trostspruchs Esaie 49. Kann auch ein Weib jres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarme ueber den son jres leibes etc. Frankfurt/M. 1567.
- 17 In seiner »Rechtssumme« spricht zur gleichen Zeit Berthold von Freiburg in nicht nach Geschlecht differenzierender Weise »Von der lieb der elltern zuo den kinden« und fordert: »Elltern sollen ihre kinde lieb haben von deß wegen, das sy der kind ein anfang seind und die kind seinde ein werck und ein gewürck der elltern. Darumb sollen die elltern den kinden vor sein mit leiplichen dingen, als mit speiß, tranck, kleydern. Auch sollen sie die kinder versorgen an geystlichen dingen, sy ziehen zuo tugenden und züchten auch zuo allen guoten dingen und straffen umb daz übel. [...] Und wer seine kinder nit versorget als yetz gesprochen ist, der wär ärger den ein ungeläubiger, darumb spricht sant Pauls: Der mensch ist seinen kindern, die von im kommen seind, mer schuldig denn seinen elltern. Wären aber die elltern in nöten ihres lebens, so wer der mensch mehr schuldig den elltern denn den kindern.« (zit. nach Arnold, Klaus: Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. Paderborn 1980, S. 135).

- 18 Konrad Bitschins Pädagogik. Das vierte Buch des enzyklopädischen Werkes *De vita coniugali* nach der lateinischen Handschrift zum erstenmal herausgegeben [...] von Richard Golle. Gotha 1905, S. 67 f. Fast wörtlich nimmt z. B. auch Mapheus Vegius in seiner Erziehungslehre *De educatione liberorum* (1444) die Bedenken und Ansichten Rousseaus vorweg, wenn er im Kap. 4 unter der Überschrift »Vom Wert der Muttermilch als die erste Nahrung des Kindes« schreibt: »Es ist eine durchaus falsche Ansicht zu glauben, daß die Natur den Frauen die Brust zur Schönheit und Zierde und weniger zum Zweck der Ernährung ihrer Kinder gegeben habe. Schluß also mit jener Eitelkeit oder besser Unmenschlichkeit, die man selbst bei Wölfinnen oder Löwinnen vergebens sucht, die das eigene Kind mit Geringschätzung und Widerwillen [...] von der Brust stößt, nur um sich vor der Welt mit Schönheit und bleibender Jugendfrische zu brüsten.« (Mapheus Vegius Laudensis: Erziehungslehre. Einleitung, Übersetzung u. Erläuterungen von Karl Alois Kopp. Freiburg i. Br. 1889, S. 23).
- 19 Erasmus von Rotterdam: *Declamatio de pueris*. Dt. in Dietrich Reichling (Hg.): *Ausgewählte pädagogische Schriften des Desiderius Erasmus*. Freiburg i. Br. 1896, S. 47 ff. Zu Erasmus und dessen Konzept von Mutterliebe s. die differenzierte Analyse von Barbara Vinken, die zeigt, daß sich hier ältere mariologische Vorstellungen mit humanistischen Reformvorstellungen verbinden (Vinken, Barbara: *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*. München 2001, S. 109 ff.)
- 20 S. dazu Vinken 2001, ebd.
- 21 Gerade hier kann man allerdings auch Gemeinsamkeiten finden, nicht nur insofern, als viele Humanisten in ihren Traktaten ständig »die Natur« beschwören, wenn es um die (Klein-)Kindererziehung geht. Noch im 18. Jahrhundert waren andererseits viele Naturforscher, ganz im Sinne der vormodernen Temperamenten- und Analogielehre, überzeugt, daß Mütter maßgeblich zum Charakter, aber vor allem auch zum äußeren Erscheinungsbild der Kinder beitragen (Vgl. dazu Schiebinger, Londa: *Nature's Body. Gender in the Making of Modern Science*. Boston 1993 (dt: *Am Busen der Natur. Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft*. Stuttgart 1996)). Dies änderte sich erst um 1800, hatte aber zunächst keinerlei Auswirkungen auf den Stilkurs, die Vorstellung von der mütterlichen Liebe als Pflicht oder die Ablehnung des Ammenwesens. Ähnliches läßt sich etwa auch bei der Debatte um die männliche Zeugungskraft beobachten: Als dank empirisch gewonnener wissenschaftlicher Erkenntnisse die Idee von der alleinigen Schöpferkraft des männlichen Samens widerlegt war, wurde diese trotzdem in naturphilosophischen Diskursen zur Geschlechteranthropologie in leicht modifizierter, moralisierender Weise fortgeschrieben und popularisiert (s. dazu Goetz von Olenhusen, Intraud: *Das Ende männlicher Zeugungsmythen im Zeitalter der Aufklärung*. In: Weckel, Ulrike u. a. (Hg.): *Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert*. Göttingen 1998, S. 259-284).
- 22 Dies läßt sich z. B. an der Vater-Sohn-Beziehung exemplifizieren, s. dazu Opitz 1998.
- 23 Diese Hypothese bestätigt auch die neuere historische Forschung über Emotionen allgemein. So gehen Stearns/Stearns davon aus, daß Emotionen sich kaum abrupt verändern, sondern eher langsamen Wandlungsprozessen unterworfen sind im Sinne einer »longue durée«, von der auch die französischen Mentalitätshistoriker nach Braudel ausgingen (vgl. Stearns/Stearns 1985, bes. S. 828 ff.). Bei letzteren ist sogar vom »Gefängnis der langen Dauer« als Spezifikum mentalitärer Befindlichkeiten und Einstellungen die Rede

- (Braudel, Fernand: Geschichte und Sozialwissenschaften. Die *longue durée*. In: Honnegger, Claudia (Hg.): Schrift und Materie der Geschichte. Frankfurt/M. 1977, S. 47-85; Febvre, Lucien: Sensibilität und Geschichte. Zugänge zum Gefühlsleben früherer Epochen. In: Honnegger (Hg.) 1977, S. 313-334).
- 24 Zwar gibt es hier bezeichnende Ausnahmen, so etwa die früheste protestantische Schrift dieses Genres, die *Oeconomia Christiana* des Thüringer Reformators Justus Menius von 1529, die der »hochgeborenen Fürstin / fraw Sibilla Hertzogin zu Sachsen« gewidmet war (vgl. dazu Frühsorge, Gotthart: Die Begründung der »väterlichen Gesellschaft« in der europäischen *oeconomia christiana*. In: Tellenbach, Hubertus (Hg.): Das Vaterbild im Abendland. I. Band Stuttgart u. a. 1978, S. 110-123 u. 204-206), jedoch bestätigt dies nicht zuletzt deshalb die Regel, weil die Bildungschancen von Frauen auch im protestantischen Lager relativ gering waren (vgl. dazu die Beiträge in Kleinau/Opitz (Hg.) 1996). Andererseits zeigt Rainer Wild, daß noch in der deutschen Aufklärung der Vater als Reformator und Erzieher von Frau und Kindern dominierte und Haupt-Ansprechperson für aufklärerische pädagogische Schriften war (Wild, Rainer: Die Vernunft der Väter. Stuttgart 1981).
- 25 So weist etwa E. Badinter darauf hin, daß sich der philosophische Diskurs à la Rousseau über emotionalisiertes Familienleben und Kindererziehung an Männer und Frauen gleichermaßen richtete, während der bevölkerungs- bzw. gesellschaftspolitische (und großenteils auch der pädagogische) Diskurs sich praktisch ausschließlich an Männer, der Stilldiskurs eher an Frauen richtete (Badinter 1980, S. 126).
- 26 Vgl. dazu Möller, Horst: Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1986, bes. S. 268 ff.: Das »tintenleckende Saeculum« und die »Leserevolution«, sowie van Dülmen, Richard: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Dritter Band: Religion, Magie, Aufklärung. München 1994, S. 226 ff.
- 27 Die Zahl der von Frauen in der Frühen Neuzeit verfaßten Autobiographien ist sehr gering, wobei auch die Zahl der Autobiographien im 15. und 16. Jahrhundert generell nicht sehr groß ist. Andere Selbstzeugnisse (private Erinnerungsbücher, Hauschroniken usw.) sind kaum breiter gestreut; Briefwechsel nur in geringem Umfang überliefert – jedenfalls im Vergleich zum 18. Jahrhundert, wo die Quellenlage erheblich besser wird, und wo vor allem der sog. »Privatbrief« zu einer breit genutzten Kommunikations- und Äußerungsform avanciert (vgl. dazu etwa Nikisch, Reinhard G.: Der Brief. Stuttgart 1991). Diese Quellen harren im übrigen noch einer breiteren historischen Erforschung.
- 28 Pia Schmid geht davon aus, daß Frauen aufklärerische Schriften (und v. a. auch Bildmaterial) brauchten, um sich daran »den Gestus der Gattin und Mutter anschauen und aneignen zu können« (Schmid, Pia: »O, wie süß lohnt das Muttergefühl!« Die Bestimmung zur Mutter in Almanachen für das weibliche Publikum um 1800. In: Opitz u. a. (Hg.) 2000, S. 107-125; hier S. 121).
- 29 Toppe, Sabine: »Polizey« und Mutterschaft: Aufklärerischer Diskurs und weibliche Lebensrealität in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Weckel u. a. (Hg.) 1998, S. 303-322, sowie, als exemplarische Untersuchung, Müller, Chantal: Krankheit und Gefährdung im Journal von Valérie Thurneysen-Faesch. In: Opitz u. a. (Hg.) 2000, S. 107-126.
- 30 Eine solche Wirksamkeit des Diskurses für die Gefühls- und Lebenswelt hat Ulrike Weckel für einen anderen Bereich, nämlich bei der Eheanbahnung, nachweisen können

- (Weckel, Ulrike: Bürgerliche Raffinesse. Zur wohlinszenierten Eheanbahnung von Elise Hahn und Gottfried August Bürger. In: dies. u. a. (Hg.) 1998, S. 143-166).
- 31 Dies zeigt sich etwa in den von Frauen herausgegebenen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts (s. dazu Chodnek, Maya: Mutterschaft in Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts. Unveröff. Lizentiatsarbeit Basel 2001; ähnlich, wenn auch nicht explizit zur Mutterrolle, Weckel, Ulrike: Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum. Tübingen 1998, bes. S. 471 ff.; sowie dies.: Lehrerinnen des weiblichen Geschlechts. Die ersten Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften und ihr Publikum. In: Kleinau, Elke/Opitz, Claudia (Hg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. 1 Frankfurt, New York 1996, S. 428-439). Ein ähnliches Bild zeichnet Heide von Felden für die Werke deutscher Schriftstellerinnen des 18. Jhs. Obgleich es hier vor allem um die Rousseau-Rezeption geht, spielen Mutterrolle und Mutterschaft nur eine verschwindend geringe Rolle (von Felden, Heide: Die Frauen und Rousseau. Die Rousseau-Rezeption zeitgenössischer Schriftstellerinnen in Deutschland. Frankfurt/M. 1997, bes. S. 205 ff.). Zur Bedeutung der Mutterrolle als Vorbild und Autorisierung für weibliche Autoren s. auch Lerner, Gerda: Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Frankfurt, New York 1993, bes. S. 144-169.
 - 32 Die weitgehende Akzeptanz der in den aufklärerischen Schriften niedergelegten Mutterrolle ließe sich aus einer solchen Wahrnehmung heraus verstehen als eine Möglichkeit für Frauen, im öffentlichen Diskursgeschehen und im herrschenden Tugendkatalog überhaupt vorzukommen. Diese Lesart legt zumindest die Funktionalisierung des Mutterschaftsdiskurses und der Mutterrolle durch Frauen in der frz. Revolution nahe. Inwieweit umgekehrt die Sentimentalisierung oder doch Emotionalisierung der Mutterschaft auch ein Wunschbild war, das ein weibliches Publikum an die aufklärerischen Autoren herantrug, wäre noch eingehender zu klären. (S. dazu Opitz, Claudia: Mutterschaft und weibliche (Un-)Gleichheit in der Aufklärung. In: dies. u. a. (Hg.) 2000, S. 85-106).
 - 33 So etwa in der Familienchronik des Michel von Ehenheim, der von der Geburt seines ersten Sohnes nüchtern berichtet: »Mer haben wir bede eheult mit einander gehabt ein sone, hat Sebastian gehaissen und ist zu Wallmerspach getauft worden, der hat 10 stund gelebt.« (zit. nach Arnold 1980, S. 173).
 - 34 Bachorski, Hans-Jürgen: Der selektive Blick. Zur Reflexion von Liebe und Ehe in Autobiographien des Spätmittelalters. In: Müller, Maria E. (Hg.): Eheglück und Liebesjoch. Bilder von Liebe, Ehe und Familie in der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts. Weinheim, Basel 1988, S. 23-46; hier S. 33, sowie allgemein van Dülmen, Richard: Die Entdeckung des Individuums 1500-1800. Frankfurt/M. 1997, S. 85 ff.
 - 35 Labouvie, Eva: Unter Schmerzen gebären. Gedanken zur weiblichen Empfindung um die Geburt. In: Medizin in Geschichte und Gesellschaft, 15, 1996, S. 79-99, bes. S. 90 f.
 - 36 Röcke, Werner: Die Faszination der Traurigkeit. Inszenierung und Reglementierung von Trauer und Melancholie in der Literatur des Spätmittelalters. In: Benthien, Claudia u. a. (Hg.): Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle. Köln u. a. 2000, S. 100-118; hier S. 103.
 - 37 Alberti, Leon Battista: Über das Hauswesen (Della Famiglia). Übersetzt von Walter Kraus. Zürich, Stuttgart 1962, S. 40. Vgl. über den Zwang zur Mäßigung leidenschaftlicher Gefühle Ranum, Orest: Refugien der Intimität. In: Philippe Ariès /Georges Duby

- (Hg.): Geschichte des privaten Lebens. Bd. 3 Frankfurt/M. 1991, S. 213-268, bes. S. 235 ff.
- 38 Zit. nach Reichling, Dietrich (Hg.): Ausgewählte pädagogische Schriften des Desiderius Erasmus. Freiburg i. Br. 1896, S. 50. In ähnlicher Weise bewertet der englische Aufklärer Shaftesbury die Mutterliebe als minderwertigeres, da unreflektierteres Gefühl als etwa die Nächsten- und die Menschenliebe (vgl. dazu Baum, Angelica: Aufgeklärte Mütter – tugendhafte Freunde. Gefühl und Geschlecht in der Tugendlehre Shaftesburys. In: Opitz, Claudia u. a. (Hg.): Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelt. Münster u. a. 2000, S. 63-84).
- 39 Die besonders enge Bindung von Vätern an ihre Söhne wird in den Humanisten-Texten vielfach thematisiert und mit deutlich freundlicheren Worten kommentiert als die Beziehung von Müttern zu ihren (Klein-)Kindern. Nicht zuletzt ist es gerade die intellektuelle und moralische Seite der Beziehung, die (etwa von Alberti) als vorbildlich und erfüllend präsentiert wird, während die Beziehung der Mütter zu ihren Säuglingen als überwiegend physisch-materielle betrachtet wird, die entsprechend weniger wertvoll erscheint. (Vgl. dazu auch Ranum 1991, S. 261 f.) Allerdings konnte gerade diese Beziehung auch als Prototyp des Generationen- und Autoritätskonflikts begriffen und beschrieben werden (etwa von Jean Bodin), wobei hier indes weniger die Väter am Pranger standen, sondern die ungehorsamen und eigensüchtigen Söhne (vgl. dazu Opitz, Claudia: Väterliche Gewalt gegen kindlichen Ungehorsam? Zum Generationenkonflikt und seiner Bewältigung in Jean Bodins *Six livres de la République* (1576). In: Erbe, Michael u. a. (Hg.): Querdenken. Dissenz und Toleranz im Wandel der Geschichte. Mannheim 1996, S. 153-168).
- 40 Daß diesem Ideal nicht immer und überall nachgelebt wurde, ist nicht überraschend. Lyndal Roper zeigt intensive mütterliche Gefühle wie Eifersucht und Verlustangst als wichtige Triebkräfte für frühneuzeitliche Hexereianklagen. (Roper, Lyndal: Hexerei und Hexenphantasien in der Frühen Neuzeit. In: dies.: Ödipus und der Teufel. Körper und Psyche in der Frühen Neuzeit. Frankfurt/M. 1995, S. 204-231).
- 41 Zum Ammenwesen in Deutschland und seiner (übertriebenen) Problematisierung im Diskurs s. Fues, Wolfgang Malte: Amme oder Muttermilch? Der Disput um das Stillen in der frühen deutschen Aufklärung. In: Aufklärung, 2, 1991, S. 79-126; zur Frage der Ersatznahrung für Säuglinge siehe u. a. Sussman, George: Selling Mothers Milk. The Wet-Nursing Business in France 1715-1914. Univ. of Illinois Press 1982.
- 42 S. dazu bereits Arnold 1980 mit bezug auf das Mittelalter sowie ausführlich und auf die Frühe Neuzeit bezogen Pollock, Linda: Forgotten Children: Parent-Child Relations from 1500 to 1900. Cambridge 1984. Umgekehrt hat Irene Hardach-Pinke zurecht darauf hingewiesen, daß die hohe Säuglingssterblichkeit per se noch kein hinreichendes Indiz für Vernachlässigung durch Mütter sein kann, sondern eher auf die problematischen medizinischen und hygienischen Bedingungen der Kleinkinderpflege verweist (Hardach-Pinke, Irene: Zwischen Angst und Liebe. Die Mutter-Kind-Beziehung seit dem 18. Jahrhundert. In: Martin, Jochen/Nitschke, August (Hg.): Zur Sozialgeschichte der Kindheit. Freiburg, München 1986, S. 525-590). Dies bestätigen auch Forschungen französischer EthnologInnen, die auf die intensiven Bemühungen frühneuzeitlicher Mütter verweisen, mit Hilfe magischer Praktiken und Rituale ihre von bösen Geistern, Krankheiten und Tod bedrohten Säuglinge zu schützen (vgl. Loux, Françoise: Das Kind und sein Körper in der Volksmedizin. Eine historisch-ethnologische Studie. Frankfurt/M. 1980).

- 43 S. dazu die Beispiele bei Trepp, Anne-Charlott: Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840. Göttingen 1996. Daß die enge, stark psychoanalytisch geprägte ideale Mutter-Kind-Bindung, gegen die Badinter ins Feld zog, im übrigen erst ein Phänomen des ausgehenden 20. Jahrhunderts ist, zeigt Schütze, Yvonne: Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters »Mutterliebe«. Bielefeld 1986 u. ö.
- 44 Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts rangiert im »Zedler« die »Gottesliebe« an erster Stelle unter der Rubrik »Liebe«, die Elternliebe firmiert dagegen, als »Liebe unter Kreaturen«, in untergeordneter Position; sie findet sich in einem längeren Nebensatz; im »Krünitz« dagegen hat sie sich um 1800 von diesem religiösen Rahmen weitgehend befreit (Zedler, Johann Heinrich (Hg.): Großes vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Art. »Liebe« Bd. 9. Halle, Leipzig 1735, Sp. 1837-1838; Krünitz, Johann Georg (Hg.): Oekonomisch-technologische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft. Art. Liebe, Bd. 78. Berlin 1800, Sp. 403-513).
- 45 Das entspräche in etwa auch dem Vorgehen, das Stearns/Stearns vorschlagen und mit dem Begriff »Emotionology« umschreiben (Stearns/Stearns 1985).